

Rainer MÖHLER, Die Reichsuniversität Straßburg 1940–1944. Eine nationalsozialistische Musteruniversität zwischen Wissenschaft, Volkstumspolitik und Verbrechen (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd.227). Stuttgart: Kohlhammer 2020. LXXXVI, 1047 S., 30 Abb., 55 Tab. ISBN 978-3-17-038098-1. Geb. € 88,-

Dass das Elsaß „urdeutsches Kernland“ sei, war die feste Überzeugung des Mediävisten Hermann Heimpel. So begrüßte er Eroberung und Anschluss des Elsaß an das Deutsche Reich 1940 und nahm den wenig später erfolgten Ruf auf eine Professur an der Universität Straßburg nur zu gern an. Dabei war es kein Geheimnis, was sich die Nationalsozialisten auf die Fahnen geschrieben hatten. Mit der Reichsuniversität Straßburg sollte keineswegs an die alte Kaiser-Wilhelm-Universität der Jahre 1872–1918 angeknüpft werden, sondern eine genuin nationalsozialistische Universität entstehen, die sowohl dem inneren Aufbau wie der politischen Stoßrichtung nach vorbildhaft sein würde. Vier Fakultäten mit 112 Professuren sah der Plan ursprünglich vor, und nur die Besten ihres Faches, ihre politische „Zuverlässigkeit“ vorausgesetzt, sollten zum Zuge kommen. Doch gerade mal die Hälfte der Stellen waren besetzt, als die Deutschen im November 1944 die Stadt überstürzt verlassen mussten. Heimpel, seine Frau und sein Kollege aus der Juristischen Fakultät, Ernst Rudolf Huber, schafften es nur knapp auf die rechte Rheinseite. Später erinnerte sich der Mediävist gleichwohl gern an die schönen Straßburger Jahre, vermied es aber geflissentlich, sich der Schattenseiten dieses Sonderdaseins zu erinnern.

Eine umfassende Geschichte der Straßburger Universität in der NS-Zeit war bis zu diesem opulenten Werk Rainer Möhlers ein wissenschaftliches Desiderat. Dabei besteht kein Zweifel daran, dass diese Universität mit ihrem spezifischen Reformcharakter ein besonders wichtiges Kapitel der nationalsozialistischen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte darstellte. Doch außer einer frühen Arbeit über die nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß mit allgemeinen Ausführungen zur Straßburger Universität von Lothar Kettenacker 1973 sowie einzelnen Beiträgen über Teilaspekte ihrer Geschichte wagte sich niemand an eine Gesamtdarstellung heran. Was dagegen bald nach 1945 blühte, waren die Erinnerungen der einstigen Professoren, von denen einige sich sogar zu einem „Bund der Freunde der Reichsuniversität Straßburg“ zusammenschlossen und regelmäßig die „alten Zeiten“ heraufbeschworen. Als Straßburger Professoren waren sie jung, im Durchschnitt gerade 40 Jahre alt gewesen und hatten ungewohnt komfortabel in einer der historisch reichsten Regionen Deutschlands gelebt. Die Straßburger Jahre, schrieb Günther Franz 1969 an Karl Schmidt, seien „schön“ gewesen und manches von dem, was die aktuelle Hochschulreform erstrebe, sei an der Reichsuniversität damals schon verwirklicht worden. An Selbstvertrauen mangelte es den Ehemaligen nicht, auch nicht an Stolz über ihre im Elsaß geleistete Arbeit.

Doch was war tatsächlich dran am immer wieder betonten Reformcharakter der Straßburger Universität, wie sah der Hochschulalltag konkret aus? Wie fügte sich die Reichsuniversität in das nationalsozialistische Hochschulsystem, und was geschah im Einzelnen an den Fakultäten? Zur Beantwortung dieser und weiterer Fragen hat der Autor reichlich Literatur gewälzt, viele ungedruckte Dokumente in Archiven sowie privaten Beständen durchgesehen und ausgewertet. Methodisch zielt er auf die Rekonstruktion der „Realgestalt“ der Universität Straßburg im Kontext der Zeitumstände, ihrer geographischen Gegebenheiten als grenznaher Hochschule sowie der von den Nationalsozialisten im Elsaß verfolgten Volkstumspolitik. Zudem richtet sich sein Interesse auf die Personengeschichte,

auf den einzelnen Akteur und seine Handlungsspielräume, um „letztlich auch die Frage nach der konkreten individuellen Verantwortung zu beantworten“ (S. 25).

Die Darstellung ist nach der Einleitung in vier Teile gegliedert (A–D). Teil A ist den universitätspolitischen „Ideen“ und Protagonisten gewidmet, unter denen Ernst Anrich als nationalsozialistischer Hochschulreformer eine prominente Rolle spielte. An Idee, Planung und Aufbau Straßburgs besaß er wesentlichen Anteil, ohne dass er am Ende mit der eigentlich von ihm erstrebten Position als Rektor belohnt wurde. Anrich blieb als „inoffizieller Gründungsrektor“ im Hintergrund, setzte sich aber in der Planungsphase gegen starke Widersacher wie den Pädagogen Ernst Kriek durch. Dem Reformcharakter der Universität wird in Teil B nachgegangen. Schon der bewusste Verzicht auf eine Theologische Fakultät signalisierte den Zug der Zeit, in der Christentum und Kirche bekämpft wurden. Auch der Verzicht auf Talare wies in diese Richtung, während die Errichtung sogenannter Wissenschaftslager und Großseminare in den vier Fakultäten tatsächlich neue Strukturen schufen. Es sollte gemeinsam, fächerübergreifend gelehrt und gelernt werden, „Kameradschaft“ wurde groß geschrieben.

In der Philosophischen Fakultät gab es drei solcher Großseminare. So umfasste das Historisch-Germanistische Großseminar die Fächer Mittlere und Neuere Geschichte, Lateinische Philologie, Germanistik, Kunstgeschichte und Musikwissenschaft. Eine Arbeitsgemeinschaft von Dozenten und ausgewählten Studenten wurde gebildet, die zu Vorträgen mit anschließender Aussprache einlud und sich großen Zuspruchs erfreute, auch wenn es gelegentlich zu harten weltanschaulichen Auseinandersetzungen kam, wie zwischen Heimpel und dem Germanisten Hermann Menhardt (S. 246). Darüber hinaus enthält Teil B nach Fakultäten und Fachgebieten geordnet ausgedehnte Informationen zu sämtlichen Professoren und Dozenten.

Teil C wendet sich der Umgebung zu, in welche die Straßburger Universität eingebettet war, der Stadt sowie dem elsässischen Raum. Als deutsches Militär 1940 die Stadt besetzte, fand man die Gebäude der Université Strasbourg weitgehend leer und zum Teil stark beschädigt vor. Die umfangreichen Bibliotheksbestände waren ausgelagert, und nur unter dem massiven Druck des badischen Gauleiters erfolgte ihre Rückführung. Vereinzelt kehrten auch elsässische Wissenschaftler, wie der Chirurg und spätere Mitarbeiter Ferdinand Sauerbruchs an der Berliner Charité, Adolphe Junge, nach Straßburg zurück (S. 723). Nur zögernd fanden sich schließlich auch einige elsässische Studenten wieder ein, blieben in ihrer Haltung gegenüber den Deutschen aber zumeist reserviert.

Schließlich befasst sich Teil D in der Form eines Epilogs mit der Nachkriegsgeschichte der Universität und greift hier besonders die in der Medizinischen Fakultät begangenen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ auf. Deren strafrechtliche Verfolgung war wenig erfolgreich, denn kaum einer der verantwortlichen Mediziner wie Otto Bickenbach, Eugen Haagen oder der berühmte Anatom August Hirt konnten rechtzeitig ergriffen und zur Verantwortung gezogen werden. Entweder sie kamen bei Kriegsende ums Leben bzw. töteten sich selbst, oder man konnte ihnen ihre Taten nicht rechtzeitig vor der Verjährung nachweisen.

Gerade einmal sechs Semester hat die Reichsuniversität Straßburg bestanden. Mit der Einführung von Arbeitskreisen, Großseminaren und Wissenschaftslagern, dem Aufbau einer zentralen Studentbibliothek sowie der Veranstaltung fakultätsübergreifender Vorlesungen und Seminare ragte ihr Reformcharakter wahrnehmbar unter den deutschen Universitäten heraus. Parallelen zu den Hochschulreformdebatten der 1960er Jahre sind ebenso

leicht zu ziehen wie die fundamentalen Unterschiede in der Zielsetzung zu markieren. Ein junger Lehrkörper aus Angehörigen der „völkischen Generation“ war an der Reichsuniversität Straßburg „zum Dienst an der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft“ angetreten (S. 929 f.) und wollte einem „ganzheitlichen“ Wissenschaftsverständnis, wie es der Nationalsozialismus forderte, den Weg bahnen. Die Wahrheitsuche wurde außer Kurs gesetzt, die Wissenschaft selbst ideologischen Zielsetzungen unterworfen. Dies ermöglichte erst die in der Medizinischen Fakultät vermeintlich zum Wohl der „Volksgemeinschaft“ begangenen Verbrechen an „Volksfremden“. Insofern ist dem Autor in seinem letzten Satz zuzustimmen, dass „[d]ie Reichsuniversität Straßburg ein universales Symbol für die potentiell verbrecherische Dimension einer von ethischen Werten entblößten Wissenschaft“ sei (S. 947).

Es fehlt im Rahmen einer Besprechung der Platz, um die vorliegende Arbeit in allen ihren Facetten zu würdigen. Möhler hat eine ungeheure Menge an Fakten zusammengetragen, ausgewertet und in seiner Darstellung so verarbeitet, dass die Studie in weiten Teilen trotz ihres Umfangs lesbar bleibt. Allein die 500 Seiten, die er den vier Fakultäten, ihrem Fächer- und den einzelnen Berufungsverhandlungen widmet, hätten manches Mal doch knapper ausfallen können. Dass für die Besetzung des Ordinariats für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde die Mediziner Gaus, Schwarz, de Crinis und Gütlich nicht berücksichtigt wurden, ist doch eine verzichtbare Information. Auch die drei Seiten zur gut bekannten Biographie Karl August Eckhardts, der für einen Lehrstuhl vorgesehen war, eine Berufung aber ablehnte, tragen zur eigentlichen Geschichte der Reichsuniversität nicht weiter bei. Hier wie an etlichen anderen Stellen hätte gekürzt und die Studie schlanker werden können. Aber am guten Gesamteindruck ändert das nichts: Rainer Möhler hat eine lange beklagte Lücke in der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte des Dritten Reichs mit einem eindrucksvollen Werk geschlossen.

Anne C. Nagel

Peter BOHL / Markus FRIEDRICH (Bearb.), *Olympische Spiele: Architektur und Gestaltung*. Berlin – München – Stuttgart. Begleitbuch zur Ausstellung. Stuttgart: Kohlhammer 2018. 192 S., 152 Abb. ISBN 978-3-17-036208-6. € 18,-

Auf den ersten Blick mag es überraschen, dass sich Hauptstaatsarchiv und Institut für Sportgeschichte als regional definierte Einrichtungen den Olympischen Spielen widmen. Tatsächlich geht es aber um die Wirkung, die ein seinem Wesen nach internationales historisches Phänomen im lokalen und regionalen Raum entfaltet, ebenso um den südwestdeutschen Beitrag zu den modernen olympischen Spielen, womit weniger die Erfolge einzelner Athleten gemeint sind, sondern geistige Grundlagen und organisatorische Mitwirkung bis hin zur am Ende gescheiterten Vision Olympischer Spiele in Stuttgart.

Die im Band versammelten eigenständigen Textbeiträge bieten inhaltlich wie auch stilistisch ein recht heterogenes Bild. Michael Krüger schlägt zu Beginn in seinem Essay über den „langen Weg nach Olympia“ einen weiten Bogen über die komplizierte Beziehung Deutschlands zur olympischen Bewegung. Einerseits wurde im deutschen Sprachraum wie kaum anderswo in Europa im 18. und 19. Jahrhundert das antike Griechenland als Kulturbezug entdeckt, andererseits betrachteten die deutschen „Turnphilologen“, darunter auch der Stuttgarter Professor Otto Heinrich Jaeger, die deutschen Turnfeste als einzig legitime Erben der olympischen Idee und grenzten sich gegen die Coubertin'schen Vorstellungen von internationalen Friedensspielen zunächst ebenso ab wie gegen den individualisierten Wettkampfgeist der angelsächsischen Sportbewegung. Als der Anschluss an die olympische